

Unverkäufliche Leseprobe

FRANK WESTERMAN

*Das Schicksal
der weißen Pferde*

Eine andere Geschichte
des 20. Jahrhunderts



C.H.BECK

Frank Westerman

Das Schicksal der weißen Pferde

Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts

Aus dem Niederländischen von Gerd Busse
und Gregor Seferens
287 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-63088-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9329191>

Blutauffrischung

Ein gewisser Hans Brabenetz, Pferdekenner aus Wien, stand wie ein Circusdresseur in der Manege der Lipizzanerwelt. Er kannte ihre Kreise, ihre Art. Einen Computer besaß er nicht – die Abstammungslinien von fünftausend Pferden hatte er im Kopf. Herr Brabenetz war das lebende Archiv des Dokumentationszentrums für altösterreichische Pferderassen. Zusammen mit seiner Frau Susi stand er im Wiener Telefonbuch: VEREIDIGTER FACHMANN FÜR DIE PFERDEZUCHT.

Ich ging vor den Fenstern meines Arbeitszimmers auf und ab und studierte drei deutsche Sätze ein. Dann wählte ich die Nummer und erklärte «Brabenetz!» (ein dunkles, rollendes «r»), wer ich war und weshalb ich ihn gern sprechen würde. Ich erzählte auch, dass ich am nächsten Wochenende in Wien sei – um die Spanische Reitschule zu besuchen.

«Hofreitschule», sagte er.

«Hofreitschule», nahm ich den Faden wieder auf.

«Herr Hartmann, bevor Sie fortfahren... Darf ich Sie zunächst einmal fragen – wie alt sind Sie?»

Ich zögerte, ob ich erst meinen Namen wiederholen oder mein Alter nennen sollte. «42», sagte ich.

«Ha, ha, dann bin ich doppelt so alt wie Sie. Ich bin 84.»

Ich gratulierte ihm zu seinem Alter und brachte die Lipizzaner zur Sprache. Was mich am meisten faszinierte, war die Idee ihres Adels – ein von Menschen gezüchtetes Tier auf der höchsten Sprosse der Rassenveredelung. Wenn es jemanden gab, der mir alles über die Hintergründe dieses «Kaiserpferdes» erzählen konnte, dann war er es.

Herr Brabenetz legte dar, dass die Welt um ihn herum, in seinem

Alter, nicht mehr so tobte und brauste wie früher. Wenn ich ihm einen Brief schriebe, würde er innerhalb von zwei Wochen antworten. «Aber darf ich Sie einstweilen fragen, was Sie genau von mir wollen?»

Ich fing mit Conversano Primula und dessen Vorfahren an, von denen Piet mir einmal erzählt hatte, dass unter ihnen berühmte Hengste gewesen waren, die in Wien aufgetreten seien. Er hörte kurz zu und fragte dann: «Sind Sie Soldat gewesen?»

Nein, musste ich zugeben.

«Dann wird es schwierig. Wie sollte ich Ihnen die Sachen erklären können, wenn Sie nie in der Armee gewesen sind?»

«Ich bin aber im Krieg gewesen», sagte ich. «Auf dem Balkan und im Kaukasus.»

«Ah, ich auch», hörte ich ihn sagen. «Auch auf dem Balkan und fast im Kaukasus. Wir waren auf der Krim gelandet, 1942, aber wir sind nicht weiter als Kertsch...» Er unterbrach sich und fragte dann: «*Govovite po-russki?*»

Ich antwortete ihm auf Russisch.

Brabenez knurrte. «Ich habe es gesprochen. Sehen Sie, ich war zweieinhalb Jahre in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Da hat man Armee-Russisch gelernt... Aber wissen Sie was? Rufen Sie mich am Sonntag an, wenn Sie in Wien sind. Dann lasse ich Sie wissen, ob ich Sie am Montag treffen kann.»

Wien, allein schon das Wort, rief bei mir die Stimmung von Sonntagnachmittagsbesuchen bei alten Tanten wach, wo Langeweile sich zu gleichen Teilen mit Zigarrenrauch mischte. Auf eingerahmten Erinnerungsfotos von Hochzeitsreisen – Onkel soundso in einem karierten Jackett und die dazugehörige Tante mit hochgesteckten Locken – zeigte die Stadt ihre prahlerische Fratze. Als Kind liebte ich Sachertorte, mochte aber nicht die Schnitzel mit ihrer gelben Haut. Und wenn die Wiener Sängerknaben zu Weihnachten im Fernsehen ihre ätherischen Lieder sangen, sah ich ihnen mit offenem Mund zu, aber nur, weil sie mit zehn oder elf Jahren, so behauptete meine Schwester, wie Hengstfohlen kastriert würden.

Mein Hotel beim Wiener Arenbergpark lag im Schatten zweier Bauwerke, die Kühltürmen ähnelten, höher als Kathedralen. Unwiederlicher konnte es kaum sein: fensterlos, grau, in einem Park voller Skateboarder. Der Angestellte an der Rezeption erzählte, dass es Flaktürme seien: Verteidigungsanlagen mit vier hohen Ausgucken für Flugabwehrkanonen, abgekürzt: *Flak*. Sechs solcher Kolosse waren 1943 und 1944 im Herzen Wiens aus dem Boden gewachsen, um die Luftabwehrgeschütze über die Stadt hinauszuhoben. Zum Abriss war es nie gekommen.

Ich ging in den Park und berührte die Außenmauer eines der Flaktürme, man konnte die faserähnliche Struktur der Verschalung fühlen. Es gab einen Eingang: einen dunklen, saugenden Schacht, der an der Kasse einer Moderne-Kunst-Ausstellung endete. Hinter all den Massen von Beton war es kalt wie in einem Kühlhaus. Auf dem Weg nach oben, über Treppen und Lastenaufzüge, kam ich immer wieder an Skulpturen oder Installationen vorbei: ein verwelkter Rosengarten, ein Miniaturflugzeugträger, der auf einem Hügel gestrandet war, ein Video, das unablässig P E A C E verkündete. Draußen auf der windigen Aussichtsplattform, die um den Turm herum lief, konnte man aus sechzig Meter Höhe den Stephansdom und andere Landmarken der Stadt ausmachen. Ich sah den Lauf der Donau, in ein starres Kanalbett gezwungen und weit davon entfernt, blau zu sein. Auch das war also nicht, wie ich es erwartet hatte.

Wien hielt fortwährend Überraschungen für mich bereit. Bei der Haltestelle Volkstheater, wo ich aus der U-Bahn stieg, wurde ich von einem Protestmarsch verschluckt. Die österreichische Flagge schwenkend, zogen die Demonstranten zur Rolltreppe. Sie entrollten Transparente mit der Aufschrift GEGEN DIE EU-DIKTATUR und skandierten «Österreich bleibt frei!» Oben angekommen, schüttelte ich die Demonstranten ab. An der Ecke beim U-Bahn-Eingang stand ein Barockgebäude, das so riesengroß war, dass es bestimmt zehn Minuten gebraucht hätte, um es zu umrunden. Es waren die Königlichen Ställe (nicht zu verwechseln mit der noch exklusiveren Unterkunft der Lipizzaner), die in der Blütezeit der Habsburger Monarchie mehr als

sechshundert Pferde beherbergten. Im Jahr 2001 war der Komplex zum «Museumsquartier» umgebaut worden. Die Gemälde von Schiele, Klimt und Kokoschka hatten den Platz der bunten Sammlung von Paradeponies eingenommen, unter ihnen zweiunddreißig «identische» Kladruber-Kutschponies, sechzehn weiße und sechzehn schwarze (für Begräbnisse). Im Innenhof standen Dutzende Liegebänke aus lila Plastik. Wer sich dort hineinlegte, kam nicht umhin, sich zu fragen, was bloß mit der sprichwörtlichen Antiquiertheit geschehen war, für die Wien stand.

Unterwegs, im ICE durch Deutschland, hatte ich Roth gelesen, Joseph Roths *Radetzky-marsch* – um eine Vorstellung vom alten Österreich zu gewinnen, das die Lipizzaner hervorgebracht hatte. Geschrieben zwischen den Weltkriegen, erweckt Roth den Niedergang der Donaumonarchie zum Leben. «Wien war, wie man später sagte, die Hauptstadt der Friedenszeit», bemerkt er an anderer Stelle. Er spricht mit Sympathie über Kaiser Franz Joseph I., dessen patriarchalischer Schnurrbart lockig und wallend mit den Backenbärten verschmilzt. «Der Kaiser war ein alter Mann. Er war der älteste Kaiser der Welt. [...] Er sah die Sonne in seinem Reiche untergehen, aber er sagte nichts. Er wusste, dass er vor ihrem Untergang noch sterben werde.»

Roth beschreibt minutiös den unaufhaltsamen Fall des einst so friedlich-behägigen Vielvölkerstaats, der sich von den Alpen bis jenseits der Karpaten erstreckte. Dieses sechshundert Jahre alte, von vierundzwanzig Habsburger Fürsten regierte «Heilige Römische Reich» – eingeklemmt zwischen dem preußischen, russischen und osmanischen – war zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ein verwittertes, in seinen Fugen ächzendes Haus. Das Zusammenleben von Polen, Tschechen, Deutschen, Ruthenen, Ungarn, Slowenen, Kroaten, Italienern, Rumänen, Slowaken und Juden funktionierte nicht mehr. Die Haarrisse sowohl zwischen den Rassen als auch zwischen den sozialen Schichten hatten sich zu breiten Klüften entwickelt. Der Autor, selbst ein Jude, ließ mich den dumpfen Antisemitismus spüren, den heranreifenden Nationalismus und die geladene Atmosphäre auf Versammlungen von

Arbeitern, die dem Anschein nach nur Gymnastik trieben. Gleichzeitig bezeugte er im arglosen Wien die Herrlichkeit der jährlichen Parade am Fronleichnamstag: Armee-Cherubim, die «Gott erhalte, Gott beschütze» sangen, ein Lipizzanerhengst, der «mit majestätischer Koketterie» einherschritt, gefolgt von einer schrillen Stimme: «Habt acht, habt acht, der alte Kaiser naht!

Und der Kaiser kam: Acht blütenweiße Schimmel zogen seinen Wagen. Und auf den Schimmeln, in goldbestickten, schwarzen Röcken und mit weißen Perücken, ritten die Lakaien. Sie sahen aus wie Götter, und sie waren nur Diener von Halbgöttern.»

Nach dem Ausbruch des Krieges 1914 hatte Joseph Roth selbst noch mitgekämpft, um die Ostgrenze dieser Welt gegen die Russen zu verteidigen. Eine hoffnungslose Angelegenheit. «Die Zeit will uns nicht mehr! Diese Zeit will sich erst selbständige Nationalstaaten schaffen! Man glaubt nicht mehr an Gott. Die neue Religion ist der Nationalismus.» Im November 1916 war er nach Wien zurückbeordert worden, wo er als Ehrenwache dem Begräbnis Kaiser Franz Josephs beiwohnte. Auch wenn noch ein Nachfolger auf den Thron gehoben worden war, Joseph Roth fühlte sich schlagartig verwaist – obwohl die größten Schrecken noch kommen sollten.

Dasselbe galt auch für die tausend Pferde, die zusammen die Lipizzanerrasse bildeten: Mit dem Wegfall der Habsburger waren sie den neuen Göttern ausgeliefert, den Volksverführern.

Umso überraschender war es, dass ausgerechnet die Hengste der Spanischen Hofreitschule den vergangenen Glanz am Leben hielten. Zwischen den Reiterstandbildern auf dem Heldenplatz und in den Gassen rund um die Hofburg nahm das Wien, wie es vor hundert Jahren gewesen war, an Dichte zu. Unter den Bogentoren stank es nach Pferdeäpfeln, man hörte das Klappern der Hufeisen, und man konnte sogar noch unter einem Fuhrwerk verunglücken. Diese touristische Szenerie war das Vorspiel zur musikalisch begleiteten Aufführung der Lipizzaner. Der Eintrittspreis variierte zwischen 26 Euro für einen Stehplatz und 142 für den Plüsch der Kaiserloge. Ich entschied mich für

einen nicht allzu teuren Sitz, inklusive einer Führung durch die Ställe nach dem Ende der Vorstellung. Der Eingang der Reitbahn (die «Winterreiterschule») befand sich seitlich von den zu einem Museum umgebauten Palasträumen Kaiserin Sisis, wo man das Bewahren des Traumes mindestens ebenso ernst nahm.

Mein Sitzplatz befand sich auf halber Höhe des obersten Ranges, und selbst dann noch war die mit Rosetten verzierte Decke hoch. Ich sah auf die drei Kronleuchter hinunter, die hochzeitstortenartig aus Schichten zusammengesetzt waren. Die Halle war ein Ballsaal, der einzige weltweit, der nach Pferd roch. Ein Präsentator mit drahtlosem Mikrofon trat in die Arena und erzählte etwas über die Architektur des Gebäudes und die Tradition der Spanischen Hofreitschule. Die hatte 1580 mit der Einfuhr von neun andalusischen Deckhengsten begonnen (daher das Adjektiv «Spanisch»), als Stammväter einer kaiserlichen, neu zu züchtenden Pferderasse: athletisch gebaut und mit guten Manieren, des Hauses Habsburg würdig. «*Lipizzans are human beings like us*», fuhr der Präsentator fort, während seine Schuhsohlen unentwegt einen kleinen Quadratmeter des lose geharkten Bodens plätteten. Er wiederholte diese Behauptung in der ernstesten Sprache der Deutschen, ohne Erläuterung und ohne Ironie. Wir würden weiße Hengste sehen, die einen Wiener Walzer tanzen könnten, und der bevorstehende Höhepunkt seien die Ballettsprünge wie die Courbette und die Kapriole – Figuren «über der Erde».

Aus den Lautsprechern rollte ein Marsch von Johann Strauss Vater. Die Pferde kamen herein; sie traten in die Bahnen aus Sonnenlicht, die aus großer Höhe auf den Boden fielen. Zuerst gab es den Gruß an den imaginären Kaiser; die «Bereiter» nahmen vollendet synchron ihre Glockenhüte (den «Zweispitz») ab, direkt gegenüber der Majestätsloge mit dem Porträt des Habsburger Fürsten Karl VI., der die Reithalle im Jahre 1735 eingeweiht hatte. Es war Sonntagmorgen, zur Zeit der Heiligen Messe. Es folgte eine Dreiviertelstunde lang eine Darbietung der *Magnificentia*, des Imponiergepräges. Hengste, die gut und gern fünfhundert Kilo wogen, wechselten so leichtfüßig vom Linksgalopp zum Rechtsgalopp, dass es wie Hüpfen wirkte. Wir bekamen Seiten-

gänge zu sehen, Pirouetten, Übergänge vom Traben auf der Stelle (Piaffe) zum Schwebetrab (Passage), gefolgt von der harmonischen Symmetrie des Figurenreitens, gleichzeitig ausgeführt von zwei Gruppen aus je vier Pferden (die Quadrille). Dies war die Hohe Schule der Reitkunst – höher ging es nicht.

Vielleicht war ich durch das, was ich von Piet Bakker mit Conversano Primula kannte, voreingenommen, doch am schönsten fand ich den Auftritt am langen Zügel. Die Türen klappten auf, doch nur ein einziges Pferd trat heraus, Favory Plutona. Er war ungesattelt. Sein Trab war wie das anmutige Wiegen der Hüfte. Er hatte seinen Spaß daran und folgte dem geschmeidigen Rhythmus des «Pariser Einzugsmarsches» von Johann Heinrich Walch. Führte dieser Schimmel den Reiter, der hinter ihm herlief, oder war es doch umgekehrt?

Weniger Subtilität und mehr Spektakel boten die Ziersprünge – der sichere Publikumsliebbling. Im Vergleich zu den Ansichtskarten, auf denen die Hengste mannhoch über dem Boden schwebten, fielen sie in echt ein wenig enttäuschend aus. Die sogenannten «Schulen über der Erde» gingen so schnell, dass man kaum etwas davon mitbekam. Das Getrappel, das dem vorausging, hatte etwas Nervöses und Verbissenes – man sah es an den starren Blicken der Bereiter und des Pferdes. Interessanter als die Aufführung selbst fand ich die Herkunft dieser Sprünge. Ich las zum ersten Mal darüber in *Elseviers Paardengids*, einem Pferdeführer, den ich zu meinem fünfzehnten oder sechzehnten Geburtstag bekommen hatte. Darin hieß es, dass die Kriegskunst (etwas Schreckliches, wenn man mich fragen würde) die Reitkunst (etwas Erhabenes) hervorgebracht hatte, mit der Kapriole als Höhepunkt: ein Sprung aus dem Stand, bei dem sich das Pferd zuerst mit seinen Vorderbeinen aufrichtet und dann auf dem höchsten Punkt mit den Hinterbeinen ausschlägt. Diese Explosion an Kraft war entwickelt worden, um den Feind mit einem einzigen Tritt auszuschalten. Ein tödlicher Karateschlag also, mit dem man die Türken außerhalb der Stadtmauern halten konnte. Doch der Krieg hatte Kunst geboren: In stilisierter Form galt dieser Sprung nun als die schönste Figur der Hohen Schule.

Begleitet von Tania, einer Werkstudentin ungarischer Herkunft, wurde ich nach der Vorstellung zusammen mit einem Dutzend anderer Besucher zum Künstlerfoyer geleitet, der Stallburg. Um in diesen Palastflügel zu gelangen, brauchten die Pferde nur durch eine überdachte Gasse zu gehen.

«Ställe der Leibpferde des Kaiserhauses seit 1565» stand auf der Außenmauer. «1945 durch Flugzeugsbomben schwer beschädigt. Wiederaufgebaut 1947/1948.»

Favory Plutona war noch warm von der Anstrengung. Er rührte mit seinem Maul ein paar Mal in seinem marmornen Futtertrog, zum Zeichen, dass er Hunger hatte. Über jedem Stall ragte aus der gewölbten Decke ein Pferdekopf aus weißem Stuck, doch ansonsten war die Ausstattung modern – mit Feuerlöschern hinter Glas und Neonlampen über dem Gang. In einem Anbau hingen die Wärmelampen einer Pferdesonnenbank.

Tania erzählte, dass auch die Bereiter in der Stallburg wohnen dürften, aber nur die *élèves*, die Bereiterlehrlinge, von diesem Vorrecht Gebrauch machten. «Wer kann Bereiter werden?» Sie warf die Frage wie einen Majorettenstab in die Höhe, um ihn selbst wieder aufzufangen: «Man muss männlichen Geschlechts sein, nicht größer als ein Meter achtzig, aber mit verhältnismäßig langen Beinen. Das sind eigentlich alle Anforderungen.»

Wir besuchten die Sattelkammer, wo es nach Leder und Bienenwachs roch, und hielten zum Schluss bei einem schwarzen Pferd an. In seinem Fell war nicht ein einziges weißes oder graues Haar zu entdecken. Tania erläuterte, dass eines von hundert Lipizzanerfohlen dunkel blieb, entweder schwarz oder braun, was diesem und jenem um mich herum ein «Tsss!» des Erstaunens entlockte. Sie sagte, dass damit eine Volksweisheit verknüpft sei: «Solange dunkle Lipizzaner geboren werden, existiert die Spanische Hofreitschule weiter.»

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de